

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 9

Rubrik: Kulturelle Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Reisebuch

Wir leben in einer Welt von Schattenbildern; auf der Leinwand, auf Fernsehscheiben ziehn sie an uns vorüber und verschwinden rasch in der Vergessenheit; sie hinterlassen keine Spuren. Nicht viel anders ist es mit den menschlichen Einrichtungen, Formen und Gesittungen; sie sind ins Gleiten gekommen und sind zum großen Teil schon hinter dem Rand des Horizontes verschwunden. Im Unterschied aber zu den ephemeren Umrissen, die während einer kurzen Zeit gestikulierend und wortreich über die Wände der Kinohallen oder unsere häuslichen Fernsehapparate zogen, haben die einstigen Wirklichkeiten des geschichtlichen Ablaufs vor ihrem Verblassen und ihrer Auflösung sichtbare Zeichen hinterlassen, aus denen ihr einstiges Wesen, ihr Sinn und ihre Bedeutung sich noch erkennen lassen. Daß von solchen Zeichen immer noch wirkende Kraft ausgeht, beweist das potentielle Vorhandensein des Vergangenen in jeder Gegenwart, wie sehr sie sich auch dagegen sträubt; große, bewußte und konsequente Zerstörer haben denn auch immer gewußt, daß man auch diese Zeichen auslöschen muß, wenn man den Geist, der sie einst erschuf, endgültig austreiben will.

Keine menschliche Generation ist so viel gereist wie die unsrige. Überall in der Welt hat sie dabei nach sichtbaren Zeugen längst verworfener und vergangener Zustände gesucht, hat diese angestarrt, bisweilen auch nachdenklich betrachtet, wissenschaftlich getrocknet und definiert und vor allem in photographischen Apparaten nach Hause getragen. Die Antike unseres Erdteils, die großen Baudenkmäler der christlichen Epoche, die Pracht der repräsentativen symmetrisch-rhythmischem Zeiten, Renaissance, Barock, Spätbarock, klassizistische Stile werden immer noch

bestaunt und, obwohl man ihren Geist abgeschrieben hat, werden sie noch ästhetisch genossen. Aber man beschränkt sich nicht auf den klein gewordenen Umkreis unserer alten Welt, man fährt durch die Luft nach allen Erdteilen und überall sucht man heute noch sichtbare Spuren einstiger Sitzen und Bildungen. Wie lange noch? Es hat Zeiten gegeben, in denen kein Auge sich auf Zeugnisse des Gewesenen richtete.

Noch sind wir frei, uns mit den durch die Technik gelieferten Mitteln mühelos fast an jeden beliebigen Punkt des Planeten zu verfügen. Was wir dabei von den fernen Fahrten mitbringen, ist allerdings oft viel schwerer assimilierbar als wir gemeinhin glauben, es bildet oft nachträglich ein recht steriles Gemenge in unserem Gedächtnis, während es — vielleicht etwas mühevollere — Fahrten gäbe, nach Zielen, die gewissermaßen vor unsren Toren liegen und nicht mit Raketenflugzeugen erreichbar sind. An diesen nahen Zielen, innerhalb unseres Sprachraumes, innerhalb gewohnter, vertrauter Landschaften, innerhalb des Kraftfeldes unserer eigenen geschichtlichen Vergangenheit, können wir als aufmerksame Beobachter mit Auge und Ohr noch lebendige Erfahrungen sammeln, die völlig organisch in unser Verständnis und unser Bewußtsein übergehn.

Da liegt ein Buch vor mir, ein Reiseführer, es ist 1956 im Prestel Verlag, München, erschienen, sein Verfasser ist der Kunsthistoriker und bayrische Denkmalpfleger, *Franz Prinz zu Sayn Wittgenstein*, und es trägt den Titel *Fürstenhäuser und Herrensitze*. Wie gesagt, ein Reiseführer durch Gegenden, die vor unsren Toren liegen; nach Bayern und Württemberg werden wir begleitet, von den Alpen bis zum Main und abseits von den beginnenen Straßen. Wir besuchen die Residen-

zen der kleineren süddeutschen Landesherren des alten Reichs, die 1806, unter der Einwirkung des napoleonischen Schematismus, ihre Souveränitäten verloren und von diesem Zeitpunkte an gezwungen waren, angesichts des immer reißender werdenden Fortschrittes ein nach rückwärts gewandtes Dasein als schon fast vergessene, sogenannte «Mediatisierte» zu führen, wie seltene Stücke einer Sammlung von außer Kurs geratenen Münzen in Vitrinen. Im Unterschied zu den Vereinigten Staaten, in denen derartiges nicht vorhanden ist, oder zu Rußland, wo das Einstige ausgemordet wurde, gibt es im alten Europa unendlich viele solche Überreste vergangener soziologischer Zustände, vergangene Hierarchie, und für den wirklich historisch empfänglichen Zeitgenossen ist es unendlich viel lehrreicher, die Vergangenheit an ihren noch unter uns lebenden Vertretern kennen zu lernen als aus Akten und theoretisierenden Abhandlungen über diese Akten.

Der Verfasser des vorliegenden Bandes stammt aus dem innern Kreis der Welt, die er beschreibt; er ist Kunstkennner und verfügt über eine vom verstiegenen Jargon zeitgenössischer Kunstkritik völlig unberührter Urteilsgabe, über einen natürlichen Geschmack, der es ihm erlaubt, künstlerische Werte in der natürlichen Weise aufzuzeigen, er ist kenntnisreicher Kunsthistoriker und besitzt eine weite und sichere allgemeinhistorische Bildung, welche, in seinem Fall, ein seltenes Erfahrungselement gewissermaßen des Selbsterlebten, Selbstverständlichen mit sich führt.

Die Einleitung zu dem nach sicherer Auswahl wohl illustrierten Buch situiert den Gegenstand; in einer klaren Synthese wird Ursprung und Aufstieg, Eigentümlichkeit und Wirksamkeit des süddeutschen Hochadels zusammengefaßt, und dann beginnt die Reise durch seine Residenzen.

Mit Recht beginnt das Buch mit den größten Bauherren der Barockzeit, den Schönborns, denen wir unter so vielem andern die Würzburger Residenz, Bruchsal und Pommersfelden verdanken. Der Kurfürst Lothar Franz wird uns leibhaftig vorgeführt, die Pommersfelder Galerie wird uns gezeigt und erläutert, das große

fördernde Wirken des Hauses auf dem Gebiet der barocken Musik wird geschildert, und wir nehmen an den beschwerlichen Reisen damaliger Zeit und ihren Gefahren teil, die auch den Meistprivilegierten nicht konnten erspart bleiben.

Vom Main und Rhein sodann gelangen wir in das Land zwischen Tauber und Kocher, zwischen den Städten Oehringen, Neuenstein und Schwäbisch Hall im Süden, Mergentheim, Weikersheim und Rothenburg im Osten. Die Keuperwaldberge umschließen in weitem Halbrund den sogenannten fränkischen Schild, und dort befinden wir uns im eigentlichen Land der Hohenlohe, Weikersheim, Karlsberg, Oehringen, Bartenstein, Langenburg und Schillingsfürst. Wir reisen durch kleine Residenzstädte und von Schloß zu Schloß, wir besuchen die Herrgottskirche zu Creglingen mit ihrem berühmten Marienaltar Tilman Riemenschneiders, in Stuppach befindet sich das herrliche Madonnenbild des Matthias Grünewald. Über zweihundert Schlösser gehörten den Hohenlohe, hinzu kamen die Häuser der Stetten, Morstein, Crailsheim und Berlichingen. Mit Recht sagt der Verfasser, man müsse sich Zeit lassen, dieses Land kennen zu lernen. Die Geschichte des einst regierenden Hauses wird uns in so launiger Weise erzählt, mit so vielen humorvollen, aus dem Leben gegriffenen Zügen illustriert, daß sie unmittelbar wirkt wie ein Erlebnisbericht. Solcherart mit sehr genauer Anschauung versehen, führen wir unsere Reise durch.

Eine ganz andere Welt betreten wir im Altmühlthal, nachdem wir die schöne, alte Reichsstadt Weißenburg hinter uns gelassen und über Treuchtlingen dem Flusse Altmühl entlang in den fränkischen Jura eingezogen sind. Jetzt gelangen wir nach Pappenheim, der Residenz der Reichserbmarschälle des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Wir befinden uns in einem völlig andern Geschichtsraum; seit 1000 Jahren sitzen die Pappenheim in Pappenheim; ursprünglich hießen sie Kalentin. Sie sind durch tausend Jahre ein starkes, leidenschaftliches Geschlecht gewesen, treueste Anhänger der Staufer; der große Reichserbmarschall sodann, der Reitergeneral im Dienste des Kaisers, der

am selben Tag wie Gustav Adolf bei Lützen fiel und der durch Schiller unsterblich wurde, ist der Enkel jenes Gottfried Heinrich, der 1521 Luther vor den Wormser Reichstag führte. Durch viele Jahrhunderte haben die Pappenheim das Reichsmarschallamt ehrenvoll durchgeführt, sie sind die einzigen, die sich gegen die Mediatisierung energisch gewehrt haben.

Dann folgen die Oettingen, die seit 897 im Ries ansässig sind. Ein Oettingen hatte die Tochter des 1308 bei Brugg ermordeten Kaisers Albrecht I. zur Frau. Ihre Hauptfeste, die Harburg, die man erreicht, wenn man von Donauwörth in Richtung Nördlingen-Dinkelsbühl fährt, hat in den Zeiten höchster europäischer Gemeinschaft im hohen Mittelalter große Dichtung und herrliche Bildkunst in ihren Mauern entstehen lassen.

Wir werden zu einem Rundzug durch die Sammlungen der Harburg aufgefordert. Wir betrachten zwei Figurengruppen von Tilman Riemenschneider, ein irisches Evangeliar aus dem 8. Jahrhundert, eine spanische Armenbibel aus dem 11., französische Elfenbeinschnitzereien des frühen 15. Jahrhunderts, herrliche fränkische Bildteppiche aus derselben Zeit. Die Graphikersammlung enthält 30 000 Blätter, die im Rittersaal in Wechselausstellungen gezeigt werden. Die berühmten oettingischen Büchersammlungen wurden im 15. Jahrhundert begonnen. Nach der Harburg besuchen wir Hohenaltheim mit seiner schönen Hofkapelle, dann die Stadt Oettingen und schließlich das auf einem hohen Bergkegel gelegene Schloß Baldern.

Ganz andere historische Dimensionen, Weltweite und Voraussetzungen, die zu unserer eigenen Zeit hinübergeführt haben, gewinnen wir sodann beim Betreten des Fuggerschen Kreises mit Augsburg in der Mitte. Es wird uns ein Ganzes gezeigt, die Welser spielen hinein, die Träger des Frühkapitalismus, die Weltpolitik, größte Perspektiven des Fernhandels, alles immer auf dem Wege der Anschauung; die Reise allein durch das Gebiet, welches die Leistung des Hauses Fugger geprägt hat, erscheint so inhaltsreich, so aufregend durch die Ausblicke, die sie beständig gewährt, daß wir Wittgenstein dankbar sein müssen, uns in seiner so zurückhaltenden,

oft trocken humorvollen Art, solche Zusammenhänge aufgeschlossen zu haben.

Sein Buch endet mit einer Schilderung des Lebenskreises der Truchsesse von Waldburg, die man die Moosfürsten genannt hat, deren Geschichte unweit von der Stadt Leutkirch von der Waldburg, einer «wahren Landskrone ausgeht, die sich über dem weithin gebreiteten Allgäuer Land erhebt» und einen Blick bis zum Bodensee bietet. Ringsherum ist Walburgisches Gebiet: Wolfegg, Zeil, Kißlegg, Wurzach, Waldsee, Heinrichsburg und Trauchburg.

Wer den Ratschlägen des Buches folgt, wird eine größere, inhaltsreichere Reise unternehmen, als wer sich auf die Gewinnung der größtmöglichen Ferne einstellt. Eine Reise in ein Gebiet, das *wir* mit unseren eigenen Mitteln, aus unseren angestammten Voraussetzungen und unseren erlebten geschichtlichen Erfahrungen innerhalb unseres Sprachgebietes besser erfassen und begreifen können, als es *andere* vermögen. Lebensformen, die denjenigen unseres Landes oft entgegengesetzt sind, wuchsen dennoch aus demselben Grund, aus dem wir unsere feingegliederte und starke, unsere freie Gemeinschaft aufgebaut haben; aus solchen fremd vertrauten Formen aber können wir wirkliche Erkenntnis gewinnen, wir haben ihr Entstehen wie ihr Verschwinden aus der Nähe miterlebt.

Was man uns heute im geistigen Bezirk und vor allem auch in seinen Niederungen herbeibringt und häufig aufdrängt, ist großstädtischen Ursprungs, denn wir leben heute bis ins hinterste Bergtal innerhalb einer großstädtischen Kultur, die von Chicago über Peking und Moskau bis nach Paris und London nicht sehr verschieden ist, in ihrem Umkreis aber verschwindet als provinziell und abgetan alles dasjenige, was unsere wahre Eigenart ausmacht. Unendlich viel von dieser europäischen Eigenart ist in dem Buche festgehalten, das ich mit Genuß gelesen habe, weil seine Aussage für einmal so ungeheuer einfach und bieder geblieben ist und alle übersteigernden und gestellten Perspektiven vermeidet.

Carl J. Burckhardt

Bonaventura Tecchi: Le due voci

Unter dem Titel *Le due voci* sammelte Tecchi eine Auswahl ebenso lebendiger wie besinnlicher Reiseindrücke aus nördlichen und nordöstlichen Gegenden — Dänemark, Schweden, Norwegen, Deutschland, Österreich —, denen er in der letzten Nachkriegszeit mehrere seiner Ferienfahrten widmete (Verlag Casini, Rom 1956). Als Auftakt, *quasi una prefazione*, dient die Schilderung seines Basler Aufenthaltes 1923/24, der dem jungen Gelehrten und Schriftsteller und improvisierten Italienischlehrer Beglückung und Enttäuschung bereiten sollte. Freundschaftlichen, nicht humorlosen Beistand erfuhr er damals durch den 1949 vorzeitig verstorbenen Tessiner Arminio Janner, der an der Basler Hochschule das Lektorat, später das Extraordinariat für italienische Sprache und Literatur betreute und seine regen Beziehungen zu wesentlichen Italienern, wenn immer möglich, um neue Bande bereicherte. In wenigen Zeilen weiß Tecchi, Janners «klare, etwas voltaireartige Mentalität», seinen Hang zu Neckerei und Ironie treffend darzutun, auch seine Unkompliziertheit, die auf ihn, den jungen Grübler, klarend, lösend zu wirken vermochte. *Egli è stato il chiarificatore di me a me stesso*, anerkennt er gerne. Auch wer mit Janners gelegentlich allzu brüsken Urteilen und Entscheidungen, wie sie Tecchi ebenfalls erfuhr, nicht einig ging, freut sich an Tecchis dauernder Dankbarkeit gegenüber dem um die Pflege der italienischen Kultur verdienten Tessiner.

Zwiefacher Sinn liegt im Titel des vorliegenden Buches: *Die beiden Stimmen*. In Tecchis Seele kontrastieren und suchen zu harmonisieren die Stimme der Anhänglichkeit an seine engere Heimat, an seine hochragende Geburtsstätte Bagno-regio, an sein *paese austero* mit den Kreidefelsen, den Eichenwäldern im obern, an Umbrien und an die Toskana grenzenden Latium, und die Stimme, die früh schon ihn hinausrief aus der Abgeslossenheit, aus der apenninischen Einsamkeit, in eine weitausschauende, weltoffene Ferne, die Stimme der Nordlandssehnsucht, die

so manche seiner Schriften durchzieht. In Tecchis Seele ertönen außerdem zwei Stimmen, welche zweierlei Einstellung zum Leben bekunden. Am deutlichsten vernehmen wir sie aus dem letzten Kapitel über eine österreichische Reise, die ihn zum Besuch der im Wiener Rathauskomplex wirklichkeitsgetreu nachgebildeten Behausung Franz Grillparzers veranlaßt. In der Einfachheit jener Wohnstube spornt die eine, hochgemute, mit Worten Carossas und Georges ihn zu geistigem Wagnis an, zu rühmlichem Aufstieg; die andere dagegen, die Stimme Grillparzers, des Ruhelosen, warnt ihn vor «dem leeren Spiel des Ruhmes» und preist als einziges erstrebenswertes Glück «des Innern stillen Frieden und die schuldbefreite Brust». Die demütige grillparzersche Stimme — ihm wollte scheinen, ganz erleuchtete, erfülle sie den erhaben einfachen Raum.

Unsere Zuneigung und unser Vertrauen gewinnt der Verfasser mit diesem durch und durch persönlichen und doch gar nicht ichbetonten Buch. Da wandert und weilt einer, der nicht nur sehen, sondern verstehen will; der sich müht, anderer Wesen aufs unbirrteste zu erfassen; der, als Literaturbeflissener — Tecchi ist Germanist an der Universität Rom —, sich die Hauptvertreter des nordischen Schrifttums, von Andersen bis zur Lagerlöf und zu Kaj Munk, aus deren Umwelt zu erklären sucht; der Brücken schlägt zwischen Art- und Kulturverschiedenen; der die seltenen ungünstigen Eindrücke, aus der ihm eigenen Brüderlichkeit und Gerechtigkeit, Überlegtheit und Überlegenheit, mit Vorsicht zu äußern pflegt.

Wo auch immer es sei — im fast allzu blanken Kopenhagen, dessen fortgeschrittenen Technik und Mechanik doch noch von etwas wie Andersens Märchenaura umwoben scheint; in Schweden, *paese complicato*, «idyllisch und unruhig zugleich»; in Norwegen, «wo alles Provinz ist und doch Größe verrät»; in verschiedenen Städten und Landstrichen des «provisorischen», zerstörten, zermarterten und um so fiebigerhafter im Wiederaufbau begriffenen Deutschland: in Heidelberg (wie

durch ein Wunder vom Krieg sozusagen unverletzt geblieben), dem Ausdruck des «alten, jedem Kulturmenschen teuren Deutschland, das nimmermehr zurückkehrt»; in Mainz, wo er sich von einem «italienisches Speiseeis» verkaufenden, ebenso witzigen wie hilfreichen und über die Mainzer Verhältnisse bestorientierten Abruzzielen belehren läßt; im wiedererstandenen Goethehaus zu Frankfurt a. M., wo er seinen Glauben an eine Rettung aus dem tragisch Provisorischen, an eine geistige Genesung der Menschen zu stärken trachtet, an ein heilsames Nachwirken Goethes, des großen «Friedenbringers und Trostspenders», «del pacificatore e consolatore per eccellenza»; bei der ihm von früheren Aufenthalten bekannten Bauernfamilie im Rheinland, wo er nunmehr bloß mit der älteren Generation wieder ins trauliche Plaudern gerät, derweilen die Jungen gen Abend dem Lockruf der Stadt und deren Tand und Trug verfallen; im Berlin der beiden Sektoren West und Ost, deren heftige Gegensätzlichkeit für ihn zum Sinnbild aller Provisorien wird, zur Verheißung apokalyptischer Zukunftsge schehnisse, wo hüben und drüben er seelische Niedergeschlagenheit verspürt und geistiges Dunkel, wo besonders im Osten er umsonst sich *in cerca di un sorriso*

befindet, «auf der Suche nach einem Lächeln»; in der beklemmenden Armut Innsbrucks (1947), in der Armut und im mühseligen, doch sicheren Wiederaufstieg, der, trotz allem, ihres Zaubers nicht beraubten Kaiserstadt Wien (1954); in der «poetischen Steiermark, deren mannhafte Melancholie den Büchern Roseggers eignet»; im humanistisch geprägten Graz, einem der letzten Bollwerke der europäischen Kultur; im mozartschen Salzburg des mittäglichen, wundersamen Glockengeläutes, der jährlich hochherrlichen Festspieltöne — immer und überall erweist sich Tecchi als der verständniswillige, verständnisinnige Beschauer und Lau scher, als der Fragende, Eindringende, Mitfühlende, als der tief Dankbare für jede Erleuchtung, für jede in ihm genährte Hoffnung auf eine dereinst harmonisch geeinte Menschheit.

So bietet uns Tecchi nicht nur ein klug und kurzweilig aufklärendes, da und dort von der fesselnden Schau ergriffenes Reisebuch, sondern ein Buch von grundsätzlicher Bedeutung: ein Reisebuch, das man stets von neuem aufschlägt, da es, zwar unabsichtlich, beinahe unausgesprochen, für unser aller Lebensreise Rat und Norm in sich schließt.

Elsa Nerina Baragiola

Ein Quelle zu Faulkners «Die Fabel»

Es besteht kein Zweifel, daß *A Fable* von William Faulkner (Random House, New York 1954) zum Teil wenigstens durch die Erzählungen der letzten Wochen Christi auf Erden inspiriert wurde. Die Kreuze auf dem Umschlag, zu Beginn jedes Kapitels und jeder Abteilung, die Titel mit den Tagesbezeichnungen einer Woche und die Entwicklung der Handlung, zum Beispiel die Erwähnung des Abendmahls, die Hinrichtung der Hauptfigur zwischen zwei Verbrechern, die Beerdigung und das Verschwinden der Leiche weisen alle auf eine biblische Quelle hin. Ebenso entsprechen die Gestalten der Fabel, wie etwa die dreizehn Soldaten, von denen einer ein Verräter, ein anderer drei-

unddreißigjährig ist, sowie die zwei Schwestern Maria und Martha den traditionellen Figuren der Osterwoche.

Obschon die Verwendung des genannten Quellenmaterials geschmacklich gewagt ist, besteht kein dogmatischer Ein wands gegen eine solche Parodie, solange die Art und Weise, in der die Erzählungen wieder verwendet werden, vorsichtig gehandhabt wird. Vergessen wir nicht, daß die Legenden um Hiram, König Arthur und den Graal auch nach Ereignissen im Leben Christi nachgemodelt wurden, in einer Art freilich, die über die Ehrfurcht der Verfasser keinen Zweifel läßt. Anderseits sind heidnische Parodien, wie etwa diejenigen von Philostratus über das Le-

ben des Apollonius von Tyana, des Lucian über den Tod des Peregrinus oder des Celsus «Wahre Abhandlung», satirisch und unverschämt.

Es scheint in der Tat, daß zwei Elemente von Faulkners Fabel nebst der genannten Quelle eine erstaunliche Ähnlichkeit mit einer der ältesten und gottlosesten Parodien, die über Christus je geschrieben wurden, besitzt, nämlich die jüdische Farce des «Toldoth Jeshu». («Toldoth Jeshu» aus Hugh J. Schonfield, *According to the Hebrews*. Duckworth, London 1937, S. 35—61.) Das erste dieser Elemente liegt darin, daß der Hauptfigur eine illegitime Abstammung zugeschrieben wird. Faulkner stellt den Helden seiner Erzählung als den Bastardsohn des Oberbefehlshabers der alliierten Besetzungstruppen dar. Im «Toldoth Jeshu» wird erwähnt, daß Maria durch einen schönen Soldaten namens Josef, Sohn von Pandera, verführt wurde. Celsus gibt den Namen des Kriegers als Pandera an. Infolgedessen wäre Jesus Ben Pandera, ein Name, der in der Tat für ihn in der rabbinischen Literatur verwendet wird. Im Falle von Faulkners Fabel könnte dies eine rein zufällige Übereinstimmung sein, um so mehr als die Erzählung Kriegsereignisse schildert.

Die Verwandtschaft mit dem «Toldoth Jeshu» wird jedoch in einem zweiten Element klarer sichtbar. Faulkners hingerichteter Protagonist wird durch seine Verwandten weggeführt und unter einer Buche, nahe der alten, bäuerlichen Heimstatt, begraben. Es wird klar angedeutet, daß die Leiche in einer Grube versenkt wurde, über der sich vier Jahre früher fruchtbare Ackerland befand. Durch eine Bombardierung werden die irdischen Überreste der Hauptfigur etwa fünfzig Meter weggetragen und verschüttet, um im nächsten Jahr von einem pflichtenden Bauern wieder entdeckt zu werden. Im «Toldoth Jeshu» wird Christus durch seine Jünger begraben. Ein Gärtner stiehlt dann die Leiche, um zu verhindern, daß die Christen behaupten könnten, Jesus sei vom Tode auferstanden. Gleichzeitig hatte der Gärtner einen Bewässerungs-kanal umgeleitet und, nachdem er im entleerten Bett die Leiche Christi begraben

hatte, das Wasser wiederum über die Grabstätte fließen lassen. Nach einer gewissen Zeit machte er zur Beschämung der Christen sein Geheimnis bekannt. Tertullian berichtet, wie die jüdischen Polemiker behaupteten, daß die Leiche weggeführt worden wäre, um zu verhindern, daß des Gärtners Pflanzen durch die Masse der Besucher beschädigt würden. Eine spätere Version, die vom Bischof Agobard von Lyon im neunten Jahrhundert zitiert wird, besagt, daß nach jüdischer Tradition der Leib Christi in der Nähe eines Aquädukts begraben und durch einen plötzlichen Regenfall weggewaschen worden sei. Eine zwölfmonatige Suchaktion verlief erfolglos, und Pilatus ließ deshalb verkünden, daß Christus auferstanden und göttlicher Verehrung würdig sei.

Einige Einzelheiten, die Faulkner beifügt, zeugen für seine Kenntnis der jüdischen Quelle. Als der Hauptheld erschossen wird, sinkt der Pfahl, an den er gebunden war, mit ihm um. Im «Toldoth Jeshu» wird die Kreuzigung Christi mehrmals verzögert, weil die verwendeten Baumstämme in magischer Weise zerbrechen. Einzig der Stamm eines Johannisbrothaumes widersteht dem Zauber. Weiterhin spricht Faulkner die Organisation der frühen Kirche Paulus zu und nicht Christus. Im «Toldoth Jeshu» wird dasselbe, wenn auch in roherer Form behauptet. Eine solche Ansicht ist legitim, kann jedoch nicht in einer spitzfindigen Weise vorgebracht werden.

Es scheint somit, daß sich Faulkner zu einem massiven Angriff auf das Christentum vorbereitet. Hinweise dafür sind nicht nur seine Aussagen in «A Fable», sondern auch seine in Manila 1955 ausgesprochenen Ansichten, die im Aufsatz «American Segregation and the World Crisis» wiederholt wurden. (William Faulkner, B. E. Mays, and C. Sims, *The Segregation Decision*. Atlanta: Southern Regional Council, 1956.) Darin sagt Faulkner folgendes aus: «Weil es zungenfertig und einfach ist, lieben wir es heutzutage die Weltsituation als... ein Gleichgewicht zwischen zwei entgegengesetzten und unvereinbaren Ideologien zu sehen. Dies ist unrichtig. Nur eine dieser Mächte enthält eine Ideologie, eine Idee, da die

zweite dieser Kräfte die einfache Tatsache ‚Mensch‘ widerspiegelt...» Diskreditiert Faulkner hier durch Antönungen die einzige fundamentale Kraft, die von Anfang an dem Kommunismus «entgegenstand», nämlich das Christentum? Und wenn das Christentum keine Ideologie oder in andern Worten keine Theologie ist, zerfällt es nicht in sich selbst? Man kann sich fragen, ob Faulkner eine solche Position

weiter verfolgen wird. «A Fabel» tönt an, daß er sich in einer solchen Richtung bewegt.

Man kann kaum verleugnen, daß zwischen Faulkners Werk und dem «Toldoth Jeshu» ein Zusammenhang besteht. Man muß deshalb für die Bedeutung dieses Zusammenhangs auf eine Antwort aus theologischen Kreisen warten.

Allen Cabaniss

Meditation in Religion und Psychotherapie

*Bericht über die Tagungen im Mai und Oktober 1957
im Walderholungsheim Stuttgart-Degerloch*

Stadtpfarrer Hermann Breucha begrüßte die Teilnehmer namens des internen Arbeiterkreises der Gemeinschaft. Von drei Seiten kommt der Impuls zum Thema der Meditation (M), vom Arzt, vom Seelsorger und von der Begegnung des extravertierten Abendlandes mit der Geistigkeit des fernöstlichen Asiens. Es sei im folgenden versucht, die Referate der beiden Tagungen nach Gruppen der Arbeitsrichtung und der Arbeitsgebiete zusammenzufassen.

Dr. Dr. med. W. Bitter, der Präsident der deutschen Gesellschaft für Psychotherapie, umriß als Arzt das Gebiet der M. im ganzen als «inneres Zwiegespräch, das unter Abwendung von den Außenreizen geübt wird». Der heutige Mensch hat sich nämlich keineswegs, wie manche Soziologen meinen, an die Lärm- und Reizüberflutung der technischen Umwelt gewöhnt. Darum darf die analytische Psychotherapie heute nicht wie einst auf die «Anpassung» an die Gegebenheiten hinzielen, sondern in wesentlichen Beziehungen auf Diastase, auf Abwehr hinwirken. Bitter skizzierte die Formmöglichkeiten der M. von der korrekten Niederschrift von Gedanken und Affektabläufen, Bildern und Wachträumen an über die Happichschen, induzierten und gelenkten thematischen Bildern bis zur M. der Traumbilder und der «aktiven Imagination». In dieser letzten Methode wird dem Patienten nichts von außen zugetragen. Er nimmt die «Ema-

nationen der eigenen Tiefe» in sich hinein, um zur Persönlichkeit im Sinne der Individuation heranzureifen. Der Arzt darf das dabei überkommende numinose Erleben nicht konfessionell interpretieren, aber er darf es auch nicht negieren.

Von zwei Seiten her wurde dieser Bereich der M. innerhalb der Therapie ausgezeichnet: im Referat von Dr. med. Rott haus über «Wesen und Wert des meditativen Übens in der Psychotherapie» und in den aus der Nähe der Jungschen Arbeitsweise kommenden Vorträgen von Prof. Dr. Dr. med. Schmaltz, Frankfurt, und Fräulein Dr. phil. von Franz, Künzli, «Das Machen der Wahrheit im eigenen Herzen und die dialektische Funktion des Unbewußten im Individuationsprozeß» wie «Aktive Imagination in der Psychologie von C. G. Jung». Dr. Rott haus ging von der Jungschen Typenlehre aus und beschrieb die «vier Elemente unseres Erkenntnisvermögens», die er auch «Kardinalbedürfnisse des Menschen» nannte und die Quantität, Qualität, Wert und sinnhafte Ordnung unterscheiden sollen. Erst wenn alle vier ausgeprägt und aufeinander bezogen sind, ist der Mensch reif. In der Regel sind aber eine oder mehrere von den vier unterentwickelt und müssen durch meditatives Üben auf den Plan gerufen werden. Es war für die zahlreichen gegenseitigen Überschneidungen und echten Kombinationen bezeichnend, die sich ungesucht in Referaten und Aus-

sprachen beider Tagungen einstellt, daß der Arzt Dr. Schmaltz seine Ausführungen an eine Interpretation der Psychologie des hl. Augustinus anschloß. Das «unbewußt Waltende» wirkt auf das aufnehmende, meditierende, aktiv imaginierende Bewußtsein — und dies wirkt auf jenes zurück, bis sich aus einer «Kettenreaktion» von Wirkung und Gegenwirkung neue Inhalte und eine neue Geistigkeit konstellieren. Von einem «Gespräch» zwischen dem Bewußten und dem Unbewußten berichtete auch Fräulein Dr. von Franz in ihrer näheren Kennzeichnung der aktiv-imaginativen Methode, die sich von der Führung des östlichen Guru ebenso deutlich unterscheidet wie von den mittelalterlichen Exerzitien, der Anschauung und Formung des «Selbst» im Spiegelbild Christi. Sie hat viel eher in der «imaginatione vera» der Alchemisten ihren Vorgänger und in den Satori-Erlebnissen des Zen-Buddhismus eine vergleichbare Parallelie. Mit dieser Bemühung ist — geistesgeschichtlich gesehen — auch der linke, der «protestantische» Flügel im Parlament des Geistes verkörpert (wie es C. G. Jung auch von sich selbst bekannte), das Ja zur bedingungslosen Freiheit des Individuums, die vor dem Übermaß an «Richtlinien» in unserer Zeit bewahrt werden muß.

Überraschend wurde dies auf der zweiten Tagung von Prof. Pfarrer Dr. Schär, Bern («Protestantischer Geist und M.»), bestätigt. Protestanten und Juden schufen die analytische Psychologie, da sie in ihrer Existenz mit der Einsamkeit und Traditionlosigkeit des modernen Menschen am schmerzlichsten konfrontiert waren. Bei aller Dankbarkeit für alles, was aus der Überlieferung mittelalterlich-katholischer Exerzitien und östlicher Yogaübung fruchtbar gemacht werden kann (soweit es *wirklich* übertragen und nicht den Bedürfnissen oder gar dem Geschmack des westlichen Publikums oberflächlich angepaßt ist!), dürfen wir uns über unsere wirkliche Situation nicht hinwegtäuschen. Unsere technische «Außenkultur» hat die «Innenkultur» überrundet. Wenn wir diesen Vorsprung einholen wollen — die andere Alternative wäre die Resignation in unsere Vernichtung —,

dann müssen wir bei einfachsten, elementarsten Erfahrungen beginnen, bei denen kein geistiges oder geistliches Programm uns den nächsten Schritt vorschreiben kann.

Immerhin rückten in der Perspektive von Prof. Dr. med. Boß, Zürich, der als Gastdozent an einer indischen Universität gewirkt und als Schüler abgeschieden lebender Gurus gelernt hatte, die psychologischen Probleme der indischen und der abendländischen Seele, der westlichen und östlichen Neuroseformen überraschend zusammen. Selbst die Übergänge von der Neurose zur Psychose zeigten dem Arzt ein ähnliches Gesicht — hier wie dort. Um so eher haben wir Grund, genauer hinzuhören auf das, was uns östliche Weise in den Bereichen zu sagen haben, die wir im Abendlande vernachlässigten, z. B. dem Bereich des traumlosen Tiefschlafes. Beschämmt müssen wir hinnehmen, was Dr. B. von der Begegnung mit vielen Indern sagte, daß sie «von Innen her» strahlten und in ganz anderer Weise als wir gerüstet seien wider die Faszination durch die zweite technische Revolution!

Wie war nun der «rechte Flügel» im Parlament der meditativen Bemühungen vertreten? Auch hier durfte die Schweiz nicht fehlen.

In der Persönlichkeit von Prof. Dr. Gebhard Frei vom Bruder-Klausen-Seminar in Beckenried war die Brücke geschlagen von der Jungschen Methode (und deren onto- und anthropologischen Voraussetzungen!) zum meditativen Erfahrungsschatz der Kirche: «Meditationsakt und Meditationszustand» auf der zweiten, «über das Herzensgebet» auf der ersten Tagung. Das christliche «Mantram-Yoga», wie der Ref. das etwa in den «Erzählungen eines russischen Pilgers» beschriebene Gebet nennt, ist zunächst ein zeitlich begrenzter M.sakt. Doch der einzelne Akt zielt darauf, das ganze Leben in seinen alltäglichen Verrichtungen, den ganzen Leib in allen Funktionen zu durchdringen und zu durchdringen, ja an das Absolute «anzujochen». Der einzelne wird in den fleischgewordenen Logos hineingezogen (was aber letztlich ein Gnaden geschenk und nicht nur Ergebnis übender Bemühung wie im Yoga ist). Auch die Inhalte

der ignatianischen Exerzitien, so führte Prof. Dr. Hugo Rahner, Innsbruck, S. J., aus, werden nicht um ihrer selbst willen gegeben: sie sollen in *alle Sinne* eingehen! Das Mysterium der Geburt Christi, ja der ganzen Menschwerdung soll uns *gegenwärtig* werden.

Einem der vornehmsten Inhalte christlicher M. wandte sich Alf. Rosenberg, Luzern, zu, der Bild-M. des *Kreuzes*. Auch sie geht nicht im Anschauen eines heiligen Zeichens und seiner vielfältigen Bedeutungen auf, sondern mutet uns zu, das Kreuz zu tragen, d. h. unser *ganzes* Wesen (auch mit den uns unverständlichen oder Leid bereitenden Seiten und Aspekten!) auf uns zu nehmen. Das ganze Wesen ist mehr als das naturhaft Vorhandene und es erreichen heißt, das uns Geläufige übersteigen und Leid auf sich nehmen. Die christlich-antike Haltung der «Orante» ist Kreuzeshaltung: Wird sie recht geübt, deckt sie leibliche und psychische Fehlhaltungen auf. Es ist zugleich die königliche Haltung des herrscherlichen Menschen. Auch die Aussprache hob hervor, daß M. letztlich ein neues Weltgefühl erzeuge und Meditieren so viel heiße wie Trächtigwerden, so daß vor einem Schematismus der Inhalte und Methoden gewarnt und empfohlen wurde, «zentrierte» und «freie» Weise zu mischen und nicht «religiöse» von «nichtreligiösen» Symbolen zu trennen (Dr. Bitter).

Die Amplifikation der großen Traumsymbole erfordere zudem die kundige Vorsicht des «Chirurgen», da schon, wie Kirchenrat Dr. Ritter erfuhr, bei theologisch vorgegebenen Inhalten psychische Erptionen ausgelöst werden können. Derselbe Praktiker evangelisch-kirchlicher Meditation nahm in seinem Vortrag «Meditatio und Logos» das von Leopold Ziegler gebrauchte Bild von dem Köder an der Angel auf, indem er die geläufige «protestantische» Verkürzung des Wort-Verständnisses als eines Vehikels bloß intellektueller Mitteilung leidenschaftlich zurückwies. Das urtümlich beschwörende Wort, das hymnische, das erweckende Wort lebt aus dem Wurzelgrund der Inbilder und zieht, in die Tiefe des Unbewußten eingesenkt, die wesensverwandten Urbilder wie der Köder die Fische an sich. Das Sinn-

bild aller Sinnbilder ist für den Christen Christus selbst, aber nicht der «aus der historischen Retorte hervorgehende Rabbi von Nazareth», der «auch nichts Gescheiteres gesagt habe als andere gescheite Leute», sondern der wirkliche Menschensohn, der die universale Menschheitsüberlieferung *erfüllt* hat.

«Die wahre Religion ist schon immer dagewesen, die wir die christliche nennen», sagt Augustinus! Von dieser Mitte aller christlichen M. gab Prof. P. Dr. Lotz, S. J. Pullach, ein eindrückliches Zeugnis. Die M. vollzieht die Teilhabe alles Gegenständlichen am Übergegenständlichen, des Seienden am Sein, der geschöpflichen Existenz am «Erstgeborenen aller Kreatur». Der lebendige Logos-Christus bannt auch die Gefahr, die dem eigenmächtigen Meditieren des Menschen drohten: den Monolog der Seelentiefe mit sich selbst (weil in Ihm der ewige Dialog Gottes mit dem Menschen angehoben hat), den Überschritt des Menschen ins Nichts (weil in Ihm Gott alles Geschaffene bejaht), die Selbstverwechslung der Seele mit dem Absoluten, zumeist in der Form eigenmächtig leibabtötender Askese (weil Er Fleisch wurde und das Fleisch heiligte), und die Flucht in die Botmäßigkeit der *Dämonen* — aus Angst vor den *Dingen* (weil Er das Haupt der kosmischen Gewalten ist).

Dies wurde für das Gebiet der Kultmeditation im engern Sinne von P. Dr. von Severus, O. S. B.-Maria Laach, näher ausgearbeitet. Der Kult-M. eignen im besonderen die für alle M. wesentlichen Elemente der Einübung, der Dauer und der rhythmischen Wiederholung. Im Kult wird der Meditierende über seine Einsamkeit hinausgehoben und mit der feiernden Gemeinschaft zusammen ein Leib — im heiligen Jahr wird zudem die *Zeit* in die M. hineinbezogen: Die Lebenszeit des einzelnen bekommt Teil an der heils geschichtlichen Zeit des Christusjahres.

Dankbar wurde — auch in den Aussprüchen — der Vorschlag des Vortragenden (gerade im Hinblick auf Luc. 2,19) angenommen, «*meditari*» mit «*beherzigen*» zu übersetzen.

Sehr vernehmlich wurde das Gebot «Hin zur Welt» — für viele überraschend

— in dem Bekenntnis des jungen *Frère Jan* von der evangelischen Communauté de Taizé zu den Erfahrungen einer Bruderschaft, welche die drei monastischen Gelübde hält, um für alle Situationen frei zu sein, da aus der Verantwortlichkeit der Liebe heraus gehandelt werden muß — und das heißt heute vor allem in der Meisterung öffentlicher Aufgaben inmitten aller Unruhe. Es gilt, sich der «fantaisie de Dieu» anzuvorvertrauen, in unserm Nächsten nicht die Mauer, sondern die Tür zu sehen (A. de St. Exupéry) und die «présence au monde» zu gewinnen.

Zum Anwalt der nicht methodisch geübten «M. im Alltag» machte sich der Berliner Prof. der evang. Theologie, D. Dr. Haendler. Er erinnerte uns an den Bauern am Abend, der abends seine Pfeife raucht und sich sinnend, auf der Bank vor seinem Haus, dem Bild seines Anwesens hingibt, oder an den Geschäftsreisenden, den keine Zeitknappheit davon abhält, unterwegs im Speisewagen sein Frühstück zu genießen und heiter und ganz «da» zu sein, oder das Ehepaar, das sich nach der Ankunft am Urlaubsort die Stunde vor dem Abendessen gönnt, um noch gemeinsam an die See hinauszuwandern und sich dem Bild und dem Wirken der großen Elemente hinzuhalten. Wir müssen diesem «Ferment der Existenz» auch alltäglich Raum geben. Dann wird sich uns ebenso die Tiefendimension des Seins wie das Wesen des uns anvertrauten Nächsten erschließen.

Es ist an der Zeit, der Gruppe der Ärzte zu danken, welche die zweite Tagung mit der Mitteilung ihrer reichen Erfahrungen bereicherten. Es waren dies der Psychiater Prof. Dr. Elsässer, Bonn, Dr. Bühler, Bad Liebenzell, und Frau Dr. Froboese, Hamburg. Hier wurde uns noch einmal Einblick vergönnt in die nüchterne Werkstatt der «Traumarbeit», etwa wenn Dr. Elsässer seiner überintellektuellen Patientin aufgab, das Verhalten ihrer (lebensfeindlichen) Traum-Ziege und der Traum-Bärin zu meditieren. Wir durften teilnehmen am «Finderglück» beider Partner im Sprechzimmer des Psychotherapeuten, wenn z. B. der Patient — ohne die Begriffe zu kennen! — seinen Traumgestalten die deutenden (und vielleicht — wie im Mär-

chen! — erlösenden) Namen gibt, die ihnen jeweils auf der Subjekt- oder auf der Objekt-Stufe zugehören.

Überraschende Beispiele eines gegenstandsgebundenen Meditierens gab auch Dr. Bühler, der beim Abc des Denkens und des präzisen Vorstellens einsetzte und die von Rud. Steiner angegebenen Grundübungen fruchtbar mache. Aus der in übender Wiederholung gewonnenen Vorstellungskraft heraus muß es schließlich gelingen, unter einer Reihe vorliegender Samenkörner das noch keimfähige vom erstorbenen bereits in der Anschauung zu unterscheiden!

Erschütternd war die Serie spontan gemalter Bilder einer gläubigen Protestantin, die mit einem fast unerträglichen Schicksal fertig werden mußte und um das Inbild einer erneuerten Kirche rang. Frau Dr. Froboese verzichtete hier auf die «klassische» Analyse, sondern hielt sich der Patientin verständend und beratend zur Verfügung. Die Serie mutete wie eine unbewußte M. des Tauf- und Wiedergeburtsmysteriums an und offenbarte zugleich die gefährdeten Aspekte der kirchlichen Lebenspraxis in beiden christlichen Konfessionen des Abendlandes.

Die Spannung zwischen «freier» und «gerichteter» (oder «zentrierter») M., die quer durch alle Äußerungen der medizinischen und theologischen Seite hindurch fühlbar blieb, wurde im Schlußvortrag Prof. Graf Dürckheims über die heilende Kraft der Gebärde überbrückt. Was wirkt am Menschen, worin kommt er zur Wirkung, sei er Arzt oder Patient? Nicht durch den Inhalt dessen, was er empfängt oder weitergibt. Nicht durch seinen Leib. Nicht durch seine Seele. Er wirkt als er-selbst! Alles andere ist Medium, Organon. Und er wird dann am reinsten wirken, wenn er-selbst Organon des «Seins in seinem Dasein» geworden ist. Dürckheim ging vom Beispiel der «Erdmitte» des Menschen aus, die in der Grundgebärde des Sitzens erfahren wird. Nach einer alten Anekdote wurde Meister Eckhart einmal gefragt, wodurch er zu solch heiliger Lebensführung gekommen sei. «Durch Stillesitzen und durch die Vereinigung mit Gott», gab er zur Antwort. Wer jeden Tag eine halbe Stunde einfach still sitzt, mit

dem geht etwas vor. Dabei werden bestimmte Schritte getan, die er markierte als «Innewerden des Ungenügens», «Lassen des Blockierenden», «Zulassen und Eingehen in den Grund» — Zulassen des Atems! Schwerpunktverlagerung in die Mitte der Bauchregion («Ein Volk mit der Devise ‚Brust raus, Bauch rein‘ ist in tödlicher Gefahr!»), «Geburt des Neuen» (Finden des Inbildes!) und «Bewährung in der Welt».

Pfarrer Rud. Daur erinnerte in seinem dankenden Schlußwort an das alte, fast einfältige Verschen, das diese letzte Weisung aufnimmt: «In der Welt ist's dunkel, leuchten müssen wir — du in deiner Ecke, ich in meiner hier.»

Es hat mir in Referaten und Aussprachen gefehlt, daß wir die Erkenntnis: «Sieh, das Gute liegt so nah» nicht beherzter auf das Nächstliegende, die Wahrnehmung mit den Sinnen unseres Leibes, angewandt haben! Vielleicht hätte sich dann von selbst im Grundsätzlichen einiges vereinfacht —: Gibt es doch (besonders in Goethes Farbenlehre!) einige optische Elementarübungen, Modelle von Gestalten des Seh-Vorganges, von denen, wer sie übt und kennt, sagen kann: sie ermöglichen uns, daß wir den Sehprozeß selbst wahrnehmen, «voir ce que l'on voit», was Le Corbusier in seinem Votum zum Bau seiner Ronchamp-Kirche geschrieben hat! An den Beispielen der Sinnesprozesse selbst kann aufleuchten, was es heißt, daß das Gegenständliche am Übergegenständlichen teilhabe, daß nur Gestalt werden kann (bis hin zur «Person» und «Persönlichkeit!»), was durch das Ent-Werden, ja den Zerfall, die «putrefactio» der Alchemisten hindurchgegangen ist! Und daß jede Gestalt ihr So-Sein überspielen muß in ein Anders-Sein — und damit sich eine ganze Fülle von prinzipiellen Schwierigkeiten in den lebendigen Vorgang einordnen, ja einschmelzen läßt: Wir denken da vor allem an ein Abendgespräch, wo immer wieder versucht wurde, den Charakter der westlichen von der östlichen Meditation abzugrenzen — etwa mit der Kategorie der Personalität, der Selbst-Hingabe statt Selbst-Aufgabe, der Namentlichkeit statt der Namenlosigkeit.

Schon im binokular-konvergenten Sehen eint sich die schwarze mit der weißen Fläche — nicht im Grau, sondern im Silberglanz, der beide Wesenheiten, die des Schwarzen und die des Weißen, in sich aufgenommen hat. Wir hätten darum vielleicht manchmal etwas bescheidener sein dürfen mit dem läblichen (für den Christen vielleicht allzu selbstverständlichen) Bestreben, den Christus-Logos nun für alle Bemühungen als Mitte und Erfüllung nachzuweisen, die irgendwo und jemals Ordnung in ein Chaos und Leben in ein Totes gebracht haben. Auch der Theologe müßte sich davor hüten, den ersten und den dritten Glaubensartikel im zweiten untergehen zu lassen. Und ganz bestimmt gilt für bestimmte Situationen (im persönlichen kirchlichen, sozialen Leben), da würde es nichts schaden, wenn uns eine Entziehungskur höchster christlicher Meditations«gegenstände» verordnet würde! Wir möchten lieber ein Leben damit zu bringen, um nur zu lernen, was Jesus uns zeigte: «Sehet die Lilien auf dem Felde an...» oder «Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein!» Das sind Wahrnehmungsvorgänge, bei denen es letztlich uninteressant wird, ob sie sich «außen» oder «innen», «personal» oder «impersonal» vollziehen. Denn es würde sich zeigen, daß jede echte (Wahrnehmungs-) Erkenntnis ein neues *Organ* in uns aufschließt (Goethe) — ich glaube nicht, daß wir es in der Hand haben, ob dann ein also aufgeschlossenes Organ uns dessen überführt, daß wir in einem sehr verborgenen oder verschwiegenen Sinne zu jenem Corpus mysticum gehören, das von all den Hinweisen, Zweifeln, Vermutungen, Fragen der Tagung vielleicht — erbeten war? Das mindert nicht den Dank für viele hilfreiche Unterscheidungen, zu denen wir von den verschiedenen Arbeitsbereichen und «Lagern» her angeleitet wurden, und daß gewichtige Fragen offen bleiben mußten, das war zu erwarten. Und daß wir uns doch die Hand reichen durften im Dienst an den Leidenden und in der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen, das war nicht selbstverständlich, und das verpflichtete.

Gerhard Bartning